

Befinnung.

Zu Feld, zum Kriege galt's zu ziehen,
Und gemüthlich singend ritten wir.
Dahem lag Mütterchen auf wunden Knien:
„Mein Gott! mein Gott! erhalt ihn mir!“

Ich mußte auf Patrouille reiten;
Da stand er vor mir scharf bewehrt.
Jetzt galt es: einer von uns beiden —
Und nieder blühte ihn mein Schwert!

Ha, wie entquoll's dem roten Borne;
Der grüne Rasen wurde bunt.
Ich lachte grell in tollem Zorne:
„Da liegst Du nun, Du Lumpenhund!“

Und strich das Blut vom Schwerte wieder.
Da zog's durch meine Seele lind,
Zu meinem Feinde bog's mich nieder:
Er war — wie ich — auch einer Mutter Kind!

So.

Die Infanteriewaffen im modernen Kriege.

Wir entnehmen dem schon mehrfach von uns erwähnten Buche des Generals v. Bernhardsi „Vom heutigen Kriege“ folgende Ausführungen über die in den jetzigen Heeren zur Verwendung gelangenden Infanteriewaffen:

Die Leistungsfähigkeit der Infanteriewaffen in den verschiedenen Armeen ist annähernd gleich, nachdem man überall zum kleinen Kaliber von sechs bis acht Millimeter übergegangen ist. Etwa 20 Schuß können in der Minute abgegeben werden. Der Tragweite entsprechend sind die Mätere fast aller neuen Waffen mit einer Einstellung bis 200 Meter versehen. Die meisten Armeen führen das moderne Spitzgeschoss, Unterschiede der Bewaffnung, die die Taktik beeinflussen könnten, sind nirgends vorhanden. Das deutsche Gewehr im besonderen kann aus jeder Hinsicht gut bezeichnet werden. Es entspricht durchaus modernen Anforderungen. Ballistische Leistungen, Feuergeschwindigkeit und Treffsicherheit sind gut. Die Konstruktion ist einfach und kriegsgemäß. Einigermassen rückständig ist wohl nur das französische Reibelgewehr, das neben anderen Nachteilen auch noch ein Vorderladermagazin hat, während in allen anderen Armeen Mittelgeschossmagazine eingeführt sind. In Frankreich beschäftigt man sich dementsprechend sehr ernstlich mit der Neubewaffnung der Infanterie und hofft damit einen Vorfprung, besonders Deutschland gegenüber, zu gewinnen.

Immerhin scheint man mit dem Uebergang zum kleinen Kaliber und zum Mittelgeschossmagazin, wie mit der Einführung des rauchschwachen Pulvers und der Spitzgeschosse einen gewissen Höhepunkt und einen vorläufigen Abschluß gefunden zu haben.

Der wesentlichste Einfluß nun, den die Verbesserung der Infanteriewaffen ausgeübt hat, besteht darin, daß er auflösend auf die Formen des Infanteriegeschäfts gewirkt hat.

Unter den heutigen Verhältnissen können Infanterietruppen sich selbst auf weite Entfernungen, also etwa von 200 Meter an, dem Gewehrfeuer nicht aussetzen, ohne die schwersten Verluste zu erleiden. Sobald die Möglichkeit vorliegt, ins Feuer zu kommen, muß daher die Infanterie sich zur Gefechtsbreite entfalten, um rasch in die aufgelöste Ordnung übergehen zu können, sobald das feindliche Feuer fühlbar wird. Jedes weitere Manövrieren ist dann ausgeschlossen; nur noch ein Vorwärts oder Zurück ist gestattet und möglich. Festen kann die Truppe nur in eingliedriger Formation in loseren Schwenklinien. Wie groß die Zwischenräume zwischen den einzelnen Schützen zu berechnen sind, hängt von den Verhältnissen, dem Gelände, dem feindlichen Feuer und den eigenen Absichten ab. Im wirklichen Feuer vorgehen kann die Infanterie nur sprunghaft oder kriechend unter geschicktester Ausnutzung des Geländes. Die Entscheidung des Feuerkampfes wird meist schon auf den mittleren Entfernungen von

1000 Metern bis auf 800 Meter erstreckt werden. Zur offenen Gelände wird es kaum jemals möglich sein, näher an eine besetzte Stellung heranzukommen, bevor das Feuer des Verteidigers wenigstens teilweise niedergelampft oder gedämpft ist.

Der Charakter des Gefechtes hat sich mit diesen Erscheinungen vollständig geändert. Während es früher darauf ankam, die Raumschichten unter dem unmittelbaren Einfluß in mehr oder weniger geschlossenen Abteilungen gegen den Feind vorzuführen und nur ein Teil der Leute in Schützenlinien oder Schwärme aufgelöst war, bewegt sich jetzt die ganze fechtende Truppe in aufgelöster Ordnung, in der jeder einzelne Mann selbständig handelt und kämpft. Der unmittelbare Einfluß der Vorgelegten kann sich nicht mehr wie früher geltend machen; der gesteigerte Gefechtsdruck erschwert die Befehlserteilung. Oft können die wenigen vorhandenen Offiziere während des Kampfes selbst nur durch ihr Beispiel wirken. Auch die Unterführungen sind im offenen Gelände gezwungen, in aufgelöster Ordnung vorzugehen, und können nicht mehr so dicht hinter der vorderen Kampflinie folgen wie früher, weil die bestreuten Räume hinter dieser sich bei der Auslösung des Feuers sehr bedeutend erweitern haben und auch das gegen die vordere Gefechtslinie gerichtete Schrapnellfeuer sie zwingen wird, einen entsprechenden Abstand zu wahren, wenn sie nicht allzu schwere Verluste erleiden wollen, ohne selbst wirken zu können. Alle Gefechtsabstände haben sich dadurch erweitert.

Eine sehr erhebliche Verstärkung der infanteristischen Feuerkraft wird dagegen durch die Maschinengewehre erreicht, die bei gleichen ballistischen Leistungen, wie das moderne Infanteriegewehr sie aufweist, bis zu 500 Schuß in der Minute abzugeben imstande und dabei so eingerichtet sind, daß sie vermöge einer langsamen Seitwärtsbewegung des Rohres das Ziel in einer gewissen Breite mit ihrem Feuer bestreichen.

Die Wirkungen dieser Gewehre ist auf bekannten Entfernungen gegen nicht allzu niedrige Ziele bei sorgfamer Bedienung verheerend groß. Ist die Entfernung aber falsch geschätzt oder die Bedienung mangelhaft, so wird die Wirkung sehr erheblich beeinträchtigt, da die Tiefenstreuung eine viel geringere ist als beim Infanteriefeuer. Bei diesem machen die einzelnen Schützen die verschiedensten Ziel- und Abtommensfehler und sorgen so auch bei bekannter Entfernung für eine erhebliche Tiefenstreuung. Beim Maschinengewehrfeuer dagegen ist der etwa gemachte Fehler für alle Schüsse desselben Gewehres immer der gleiche, und daher liegt auch die Garbe sehr eng zusammen. Die Zufallsfehler des Infanteriefeuers sind nahezu ausgeschlossen. Durch Einführung von Zielfernrohren bei den Maschinengewehren hat man ein genaueres Ziel zu ermöglichen gesucht; doch erwirkt die Erschütterung beim Schießen die Anwendung dieses Hilfsmittels. Um den beim raschen Feuern infolge der Wasserföhlung entstehenden Dampf unsichtbar zu machen und dadurch das Einleichen des Feindes gegen die im Kampf stehenden Gewehre zu erschweren, sind Dampfablassschläuche eingeführt worden.

Die Leistungen der heute üblichen und in den verschiedenen Armeen eingeföhrten Maschinengewehre sind überall annähernd die gleichen. Wir in Deutschland haben wie die meisten großen Heere das System Maxim mit Dampfablassschläuchen angenommen. Zielfernrohre werden nicht verwendet. In Frankreich wird auf die Ausführung der Krone mit Maschinengewehren ganz besonderer Wert gesetzt. Sie sind in großer Zahl beschafft worden. Man sucht in ihnen scheinbar einen Ersatz dafür, daß mit Rücksicht auf die Bevölkerungszahl die Infanterie nicht mehr verstärkt werden kann. Eingeföhrt sind die Systeme Hotchkiss und Puteaux. An diesem letzteren sollen neuerdings Verbesserungen vorgenommen werden, die die Feuergeschwindigkeit von 600 auf 800 Schuß in der Minute steigern. Auch interessiert man sich in Frankreich für die Konstruktion leichter gewehrformiger Maschinengewehre, wie das bereits besprochene Gewehr Chauchat beweist. Vorläufig führt die britische Armee Maschinengewehre nach dem System Maxim und Colt. Jedem Bataillon sind deren zwei, jeder Kavalleriebrigade deren sechs zugeweiht. Oesterreich hat in der Feldarmee ein Maschinengewehrsystem Schwarzlose, für den Festungsbetrieb ein solches nach dem System Elba eingeföhrt. Die übrigen großen Militärsstaaten führen Maximgewehre, die teils der Infanterie, teils der Kavallerie beigegeben werden, um deren Feuerkraft zu erhöhen. Die Art der Fortschaffung richtet sich nach der Art der beabsichtigten Verwendung und ist in den verschiedenen Armeen verschieden. Teils werden die Gewehre auf Tragtieren, teils auf Wagen transportiert und dann zum Feuern auf einen Schlitten oder eine Lafette gesetzt. Unter Umständen können sie auch vom Transportwagen aus schießen, oder die Lafette wird zugleich als

Transportmittel benutzt. Nur die Erfahrung kann ergeben, welche Konstruktionen die zweckmäßigsten sind.

Daß die Maschinengewehre, besonders dann, wenn sie in Masse verwendet werden, einen gewissen Einfluß auf die Taktik ausüben werden, ist kaum zu bezweifeln. Wenn sie mit der Infanterie im Gefecht zusammenwirken sollen, wird diese eine gewisse Rücksicht auf diese Hilfskräfte nehmen müssen, deren Verwendbarkeit durch besondere Verhältnisse bedingt ist. Es liegt dann besonders für den Angriff die Gefahr vor, daß die Infanterie sich in ihrem Vorgehen nach den Maschinengewehren richtet und damit ihre volle Bewegungsfreiheit verliert.

Lüttich.

Wer vom deutschen Grenzbahnhof Herbesthal aus westwärts ins belgische Land hinein gen Lüttich fährt, dessen Blick umfaßt eine reizende hochkultivierte Landschaft. Grüne Höhen zu beiden Seiten, reich bebaut mit Gemüsegärten; behäbige Dörfer im Tale, auf den Höhen schmale Landhäuser, die vom Wohlstande der Bewohner Zeugnis ablegen und überall wohlgepflegte Gärten mit schönem Blumen Schmuck. Die Belgier sind tüchtige Landarbeiter und passionierte Gärtner. Das ist die liebliche Landschaft, der zum großen Teile die alten flämischen Meister ihre Motive zu jenen reizvollen Berglandschaften entnahmen, die für ihre Gemälde so lehrreichend sind. Aber kaum nähert sich die Bahnlinie aus dem reizenden Weidertale dem der majestätischen Maas, so ändert sich das Bild wie mit einem Janberschlage. Kräh und die Luft; grau und düstern wölgt sich, von Fabrikabwässern verunreinigt, die Maas; die hübschen Dörfer, die freundlichen Landhäuser verschwinden, Sommerhitze, Fabrikarbeit erdröhnt, und die zum Teil wilden, zum Teil kümmerlichen Gestalten der wallonischen Arbeiter- und Arbeiterinnenbevölkerung tauchen immer häufiger auf. Wir nähern uns dem alten Lüttich. Und plötzlich zeigt sich dem Auge des Reisenden ein erstaunliches Bild: die Silhouette dieser großartigen, zugleich uralten und ganz modernen Stadt.

Kein Städtebild Belgiens kann sich, was den Anblick aus der Ferne betrifft, mit Lüttich messen. Durch die Berge hindurch, die jetzt und zum Teil schon seit Alters, mit Befestigungen gekrönt sind, windet sich die breite Maas und die reizende Durthe. Am Fuße des Berges der alten, im Norden der Stadt gelegenen Stadels, drängen sich dicht die Häuser, die Türme der alten Stadt zusammen, und sie klimmen, immer eng zusammengepackt, den Berg selbst hinauf. Das ist die Altstadt, die bis in die Neuzeit hinein ein einziges Gemimmel von unregelmäßig gestülpten, windigen, düstern und meist schmuggigen Gassen und Straßen war und zum Teil noch ist, daraus die alten Kirchen mächtig emporstehen. Die Neuzeit hat hier Luft und Licht geschaffen. Großartige Boulevards sind in die Altstadt hineingehauen worden; und wer vom Bahnhof aus Lüttich durchwandert, der stößt bald auf diese modernen Anlagen, auf den Square und den Boulevard d'Avroy, die den Mittelpunkt des modern-eleganten Lebens von Lüttich bilden. Die Maas entlang sind neue, schöne Parks angelegt worden und das ist die Stätte, wo sich das Handel- und Verkehrsleben Lüttichs am lebhaftesten entwickelt. Man hat Lüttich mandmal seiner Lage nach mit Paris verglichen wollen und — soviel muß wahr sein: die Lütticher Maas-küste erinnern wirklich ein wenig an die Seineufer von Paris. Auch hier entfaltet sich ein Geschäftsleben unter freiem Himmel, besonders auf dem Aol de la Botte sowie auch auf dem weiter nördlich mitten ins Häusergewirr eingebetteten alten Markte. Lebensmittel, Bücher, Trödelware aller Art, Hunde, Vögel und Gott weiß was noch alles wird hier feilgeboten; Straßenmusikanten geben ihre Stücke zum Besten und das ganze lebenslustige Temperament der Wallonen trägt diesem Treiben seinen Stempel auf. Hier am linken Ufer der Maas und hier allein kann man das alte Lüttich finden, das wir uns vorstellen, wenn wir an die ehrwürdige Geschichte dieser berühmten Stadt denken. Freilich hat Lüttich viel zu viel gelitten, als daß es noch heute jenen Reichtum an Denkmälern der Baukunst aufweisen könnte wie die berühmten belgischen Städte drüben in Flandern. Noch 1794 haben die Franzosen die schöne Lambertskirche am Markt zerstört. Doch kann sich Lüttich noch immer bedeutender Kirchenbauten rühmen. St. Martin ist ein spätgotischer Prachtbau, darin sich die ganze Lust dieses Volkstammes an hübschen Spielen der Formen ausgelassen hat; St. Martin, obwohl gleichzeitig mit der Jakobskirche nach einem Brande wieder aufgebaut, zeichnet sich im Gegensatz zu ihr durch einfach strenge und große Verhältnisse aus, und die Kathedrale von St. Paul schließlich ist im Besitze von seltenen Schätzen, unter denen das kostbare Sühnegesicht Karls des Kühnen, eine Gruppe von emallierten Golde, die den reinigen Märtyrern, von seinem heiligen patronisiert, feind darstellt, das berühmteste Kleinod bildet.

Unwillkürlich lenkt dies merkwürdige Bild den Blick auf Lüttichs Geschichte zurück. Wohl konnte Karl der Kühne Reue empfinden, da er damals, nach der Eroberung der Stadt im Jahre 1468, ihre

Fus und Recht.

45]

Roman von Fred. B. Gardt.

Sie setzte sich gegen das Licht und erzählte vom Weihnachtsfest in Hamburg. Das hatte sie sich alles vorher sorgsam zusammengelegt, aber sie mußte sich anstrengen, den Zusammenhang nicht zu verlieren. Doch da sie von Frank erzählte, wurde sie lebhafter und sprach natürlich aus dem eigenen Empfinden heraus, und die glänzenden Augen der Mutter dankten ihr.

„Ja, ja, das freut mich. Darüber freut sich stets eine Mutter. Aber ich habe ihn so lange nicht gehabt. Und immer wieder heißt es, nächste Woche und dann wieder, nächste Woche und nun soll ich wieder warten.“

„Im Frühjahr, liebe Frau Werner, kommen Sie wieder auf den Kirch und da haben Sie Frank immer um sich.“ — und da sie das selbst glaubte, kam eine herzliche Wärme in die Worte.

„Im Frühjahr? Wie lange ist das noch hin? Ich bin so alt geworden in den letzten Monaten. Es ist eigen, wenn ich mich auch anstrengte, ich kann mich gar nicht erinnern, wie grüne Bäume ausschauen. — Und von Ursula habe ich auch nichts gehört.“

„Aber liebe Frau Werner, Sie wissen doch, daß Ursula mit ihrem Onkel auf einige Monate nach Batavia gereist ist. Die Reise war für Nunheer ter Vanden notwendig und Ursula wollte den alten Herrn nicht allein reisen lassen. Sie kommt auch im Frühjahr zurück. Frank ist es wirklich nicht leicht gefallen, sich von Ursula zu trennen.“

Frau Gabriele wurde ganz rot im Gesicht, aber Frau Werner bemerkte dies nicht, sie hatte sich in Gedanken verloren und sagte, wie für sich: „Da fühlt man, wie alt man ist. Ich hätte mich nicht so lange von meinem Bräutigam trennen können. Aber wir Alten verstehen wohl kaum die Jungen.“

Da kam Fräulein Berger ins Zimmer und hielt in den Händen hoch einen Brief.

„Von wem wohl, Frau Werner?“

„Sie Narrchen, geben Sie her. Schnell meine Brille.“ Mit ungeduldigen Händen schloß sie die Brille auf und zog den Brief aus dem Umschlag, den Frau Gabriele mit einer Schere geöffnet hatte.

„D, zwei Briefe, der gute Junge.“ — sie legte den einen Brief vor sich hin und faltete den anderen auseinander. — „Wenn er nur vernünftig schreiben wollte, nicht immer so Kreuz und quer. Ich weiß nie, wo der Brief anfängt. — Ah hier!“

Frau Gabriele sah ihr zu, wie sie eifrig las. Ihre Augen streiften die beschriebene Rückseite des Bogens. — „Was war das? Mit Blaustift über die ganze Seite geschrieben? — Ein Scherz von Frank? — Das war aber eine ganz andere Handschrift.“ — „Genehmigt.“ — In jäh aufquellender Angst, ganz unbewußt beugte sie sich vor und las die Worte. Die Angst lähmte sie, daß sie sich nicht rühren konnte. . . .

„Ah, hier geht es weiter,“ und Frau Werner drehte den Briefbogen um.

Frau Gabriele schloß die Augen. Es war ganz leer im Zimmer. Wie ausgepumpt die Luft. Sie fühlte die Blicke der alten Frau auf sich gerichtet und schlug die Augen wieder auf.

„Was soll das heißen?“ Frau Werner hatte sich aufgerichtet, sie nahm die Brille ab, die auf den Boden glitt und hielt Frau Gabriele den Brief hin.

„Mein Gott, liebe Frau Werner,“ stammelte Frau Gabriele ganz sattsungslos, „ich weiß auch nicht.“ Aber die heiße Angst schlug aus ihren Augen.

„Hier, diese Worte mit Blaustift, eine fremde Handschrift. Es ist etwas mit Frank nicht in Ordnung. Und Sie wissen davon. Was hat Frank mit dem Staatsanwalt zu tun? Was soll das heißen, genehmigt?“

„Liebe, liebe Frau Werner, ich erkläre Ihnen alles. — Nicht wahr, Fräulein?“

„Frau Gabriele, lügen Sie nicht. Was ist meinem Sohne zugestoßen? Wo ist Frank?“

Die Augen der alten Frau waren starr und ganz dunkel, das Kinn zitterte heftig. Sie griff nach dem anderen Brief, der vor ihr lag und hielt den Bogen weit von sich und ver-

suchte ohne Brille zu lesen. Sie ließ das Blatt fallen und sagte mit bebender Stimme: „Ich kann nicht lesen. Ich brauche auch nicht zu wissen, was in dem Briefe steht. Es ist ein Unglück geschehen, ich sehe es Ihnen an. Ich will die Wahrheit wissen.“ — Sie sah Frau Gabriele bestig am Arm. Die schlang zärtlich die Arme um die Schultern der alten Frau und wollte sie auf das Sofa niederdrücken, ganz unfähig zu sprechen. Frau Werner schüttelte die Hände von Frau Gabriele ab und richtete sich auf.

„Wo ist Frank? Wo ist mein Sohn?“ — Und als Frau Gabriele noch schwieg — „D, ihr habt alle gelogen. Darum kam er nicht. Aber ich werde die Wahrheit wissen. Ich will sofort zu meinem Sohn.“ — Sie machte einige Schritte und laut und jammernnd rief sie: „Frank, Frank!“ — und dann ganz hilflos: „oh! . . .“

Sie griff nach dem Herzen und schwankte und brach zusammen. Frau Gabriele fing die Ohnmächtige auf und legte sie behutsam mit Fräulein Berger auf das Sofa.

„Marie! Marie! Babette!“ schrie Fräulein Berger.

„Sofort zum Arzt schicken,“ rief Frau Gabriele. „Laufen Sie schnell, Marie. Und Sie, Babette, helfen Sie!“

Sie legten der Bewußtlosen ein Kissen unter den Kopf.

„Geben Sie Aethersal, Fräulein, Eau de Cologne — Wasser, Babette, schnell!“

Fräulein Berger brachte ein Flacon, den Frau Gabriele der Leblofen vorhielt. Babette tupfte mit einem nassen Tuch die Schläfe, aber keine Rote kam in das Gesicht. Die Bewußtlose stöhnte, das Gesicht war ganz zornig.

„Mein Gott, mein Gott, sie stirbt!“ jammerte Fräulein Berger.

Das Kinn klopfte zweimal auf und zu, dann seufzte sie tief und der Kopf fiel noch vorn über.

„Wenn der Arzt doch käme!“ Frau Gabriele rang verzweifelt die Hände.

Fast gleichzeitig rasselte ein Bogen und hielt vor dem Haus, und bald hörte man bis in das Zimmer polternde Schritte auf der Treppe. Auf dem Korridor fiel ein Stod. Sanitätsrat Lüdecke, den Gut auf dem Kopf und im Mantel, kam außer Atem in das Zimmer. Er fühlte den Puls, legte das Ohr auf die Brust, lange, sehr lange. Die Schultern

ganze Bevölkerung, 40 000 Personen, hatte niedermeßeln lassen. Diese Szene wirkt wie ein Symbol der ganzen Geschichte von Lüttich. Es ist eine felsen wilde, selten blutige Geschichte. Das Volk, das hier am Ufer der Maas wohnt, ist von je ein unabhängiges, freiherrliches Volk gewesen und Lüttichs Geschichte ist eine Geschichte unauflöslicher Kämpfe — der Bürger gegen ihren Bischof, gegen die Barone, dann gegen die burgundischen Herzöge, gegen Maximilian I. und so fort. Dazu ist die Stadt infolge ihrer strategisch so wichtigen Lage immer und immer wieder der Gegenstand harter Kämpfe gewesen. Ein brandenburgischer Feldmarschall, Otto v. Sparr, hat sie im Jahre 1649 eingenommen, und als Fortsetzer, der große deutsche Reiseschriftsteller im Jahre 1790 in Lüttich weilte, da mehte gerade die preussische Fahne über ihren Mauern: General von Schlieffen mit 6000 Mann hatte damals Stadt und Zitadelle besetzt.

Ganz andere Bilder bieten sich, wenn man die Maas überflutet. In „Dutremuse“ ist das neue Lüttich zu finden. Das ist das Viertel der modernen Arbeit, der Fabriken, der Arbeiter. Versteht doch Lüttichs Bedeutung neben seiner Lage vor allen Dingen auf den Steinkohlengruben der Umgegend, auf deren alten Grubengängen die Stadt selbst zum Teil ruht. In einem doppelten Sinne ist es wahr, wenn Victor Hugo von Lüttich gesagt hat, es ruhe auf Vulkanen, und wenn ein belgischer es die „glühende Stadt“ genannt hat. Glühend ist das Blut und das Temperament des Wallonen, glühend die Arbeit, die hier geleistet wird. Vor allem ist es die althergebrachte Waffenerzeugung, die Lüttichs industriellen Ruhm ausmacht. Die Gilde der Lütticher Waffenschmiede war schon im Mittelalter von unabhängigem Stolz erfüllt, und die Gewehrherzeugung bildet noch heute einen Hauptproduktionszweig der alten Maasstadt. Wenige Kilometer südwestlich von Lüttich aber liegt der Flecken Seraing, dessen großartige Maschinenbauanstalten, eine Gründung des englischen Emigranten John Cockerill, eine kleine Stadt für sich bilden; und wieder wenige Kilometer südlich hat sich das mächtige Zinkwalzwerk von Angleur angesiedelt. So liegt Lüttich und Modernität wie im Widersatz, so auch in der Arbeit von Lüttich hart aufeinander, und der Gesamteindruck, den man erhält, erinnert in manchem an gewisse Teile unseres rheinisch-westfälischen Industriebezirks. Dem auch hier haben vielfach die Anlagen und Werkstätten der modernen Arbeit rücksichtslos die ursprüngliche Schönheit der Landschaft enteignet, aber zugleich haben sie einen neuen Zug, einen eigenen neuen Reiz in das Bild eingeführt: den der gewaltig tätigen, triumphierenden Menschheit und ihrer Werke.

Schwarzbrot und Weißbrot.

In der Weizenversorgung ist Deutschland zu einem großen Teil auf Zufuhr aus dem Ausland angewiesen. Damit ist die Frage gegeben, ob die Unterbindung der Weizeneinfuhr einen verhängnisvollen Einfluß ausüben könnte. Abgesehen von der Einschränkung der aufgenommenen Rationsmengen, die jedenfalls in den wohlhabenderen Schichten möglich ist und bei den meisten Familien wohl schon vom ersten Tage des Krieges ins Auge gefaßt oder durchgeführt worden ist, kann gerade für Weizenbrot ein Ersatz durch Roggenbrot ohne Schädigung der Gesundheit eintreten. Die Wäcker der Volksgesundheitspflege sind sogar durchaus nicht mit der Entwicklung des Getreidemais in diesem Punkte einverstanden. Der Weizen hat freilich im Durchschnitt einen größeren Eiweißgehalt als die anderen Getreidearten, aber in Deutschland kommt der Roggen ihm in dieser Hinsicht fast gleich. Deutscher Weizen hat etwa 12—14 Proz. Eiweißkörper, deutscher Roggen etwa 11 Proz. Ueberhaupt aber muß man sich darüber aufklären lassen, daß dunkel gefärbtes Brot gegenüber einem möglichst weißen Brot weder weniger fein noch weniger nahrhaft ist. Das Brot erhält seine weiße Farbe dadurch, daß man das Mehl durch ein sehr feines Sieb laufen läßt, und dadurch wird auch eine erhebliche Menge wichtiger Nährstoffe ausgeschieden, nur dem äußeren Schein zuliebe. Es verdient gerade jetzt Beachtung, daß auch in Frankreich die Vertreter der Hygiene die Verkleinerung des Körperwachstums und sogar die Zunahme der Tuberkulose bei ihren Landsleuten auf die Scheu nicht nur vor einem Kommissbrot, sondern überhaupt vor einem kräftigeren, dunklen Brot zurückzuführen. In Deutschland ist die Aufklärung fortgeschritten, und die vielen Geschäfte die Kommissbrot und Landbrot neben anderen Waren betreiben und auch bei wohlhabenden Käufern einen guten Absatz dafür finden, sind ein Beweis für diesen erfreulichen Rückschlag.

Nunmehr sollte diese Strömung kräftig und planmäßig gefördert werden, um Deutschland von der Getreideversorgung aus dem Ausland unabhängig zu machen. Das beste dazu müßten freilich die Mühlen und die Wäcker tun. Das Mahlgewerk vollzieht sich jetzt nur noch zu geringen Teilen in Windmühlen oder Wassermühlen und damit zwischen den alten Mühlsteinen. Die modernen Mühlen sind vielmehr mit Stahlrollen ausgestattet, zwischen denen sich der nahrhafte Kleber, der dem Brot die dunklere Farbe gibt, soweit ausgeschieden wird, daß er nur noch in ganz geringen Mengen ins Mehl gelangt. Die Wäcker aber sind dem Geschmack ihrer Kunden gefolgt oder sogar entgegengekommen und teilen jetzt schon in ihrer Mehrzahl die irige Ansicht, daß ein Mehl um so besser sei, je weicher es ist. Es darf daran erinnert werden, daß ein achtbarer französischer Forscher für sein Vaterland den Verlust an Nährstoffen, die auf diesem Wege dem Brot entzogen werden, auf nicht weniger als 400 Millionen Franken in jedem Jahr geschätzt hat. Wer also nicht aus Verdammungsgründen das größere Brot zu vermeiden Anlaß hat, sollte die etwa angenehme Gewohnheit, die ihm das Weißbrot als etwas Besseres vorpiegelt, in seinem eigenen und im allgemeinen Interesse wieder ablegen.

zitterten, als er sich aufrichtete, und mutlos sanken ihm die Hände. Er ließ sich in einen Stuhl fallen und sah unverwandt auf die Tote, die Tränen rannen ihm über die runzligen Waden, und ganz leise flüsterte er: „Liebe, liebe Henriette.“ Marie schluchzte auf und ging aus dem Zimmer. Vabette stand am Fußende des Sofas, sie nahm ein gestrichenes Tuch, das auf den Boden gesunken war, auf und deckte es sorgsam über die Füße der Toten.

„Sie hatte immer so kalt.“ Sie strich das Tuch glatt und setzte sich auf einen Stuhl, der an der Lüre stand und faltete die großen knöchigen Hände und murmelte Gebete, tränenlos und gleichmäßig, wie es ihre Mutter und Großmutter getan hatten, wenn daheim auf dem Bauernhof ein Toter im Zimmer lag. Fränlein Berger stand ganz verstört am Tisch und glättete mechanisch den Brief, den sie aufgehoben hatte. Frau Gabriele weinte still in sich hinein, lautlos und jämerlich. Ein leises Klagen füllte das Zimmer.

Der alte Sanitätsrat stand schwerfällig auf und legte bedäufsam seine Hand auf die Augen der Toten, die noch halb geöffnet waren, damit sie sich schließen sollten.

„Wie furchtbar das ist“, wimmerte Frau Gabriele, die aufblickte. „Wie furchtbar. Und so in Groll von uns gegangen, wie jorinig ihr Gesicht war.“

Der Sanitätsrat nahm die Hand vom Gesicht der Toten und winkte mit dem Kopf.

„Sehen Sie her. So sieht keine Järende aus.“ — und er wies mit der Hand auf die Tote — „sie schläft ganz friedlich.“

Das Gesicht der Toten hatte sich gelichtet, der zornige Ausdruck war wie weggewischt, eine wunderbare Ruhe und Güte strahlte über dem Gesicht, wie ein Widerschein eines tiefen großen Glückes.

Frau Gabriele glitt vom Stuhl auf die Knie und küßte die Hände der Toten. Ihre Tränen tropften auf diese schmalen weißen Hände.

Der Sanitätsrat berührte Frau Gabriele, die noch immer stillweindend kniete, an die Schulter. — „Frank soll nie erfahren, warum sie starb. Das soll ihm wenigstens erspart

Kriegszeit und Gemüsebau.

Die ausreichende Beschaffung von Nahrungsmitteln ist in der gegenwärtigen Kriegszeit eine wichtige Aufgabe der Bevölkerung, an deren Lösung auch Partisanenbesitzer und Landkolonisten mitarbeiten können. Die Fleischerzeugung kann rasch und gewinnbringend durch Kaninchenzucht gehoben werden, die Versorgung mit Pflanzenkost durch Gemüsebau. Kaninchenzucht und Gemüsebau sollte der Landkolonist zugleich aufnehmen, da man den erzieherischen Wert des letzteren nutzbar machen kann.

Leider ist die Jahreszeit zum Anbau der wirtschaftlich wichtigsten Gemüsegattungen schon reichlich weit vorgeschritten. Von Kohlgewächsen können jetzt höchstens noch frühe, d. h. kurzlebige Kohlrabi und Blätterkohl angepflanzt werden. Man kann aber zur Lieberwintierung jetzt frühen Blumen-, Weiß-, Rot- und Birfingkohl säen und dann die Sämlinge im März anpflanzen; sie liefern bereits im Mai-Juni Köpfe. Von Salat ist man für die erste Frühjahrs-ernte jetzt Winterkopfsalat. Zur Aussaat des eigentlichen Winterkopfsalats, der Winterendivie ist es jetzt schon zu spät, aber vorhandene Sämlinge können noch gepflanzt werden. Für holländischen Feldsalat sind die Monate August und September die besten zur Aussaat. Man besäet jetzt dreiwöchig, damit alle leer werdenden Beete, die man zuvor nicht zu graben braucht; es genügt, sie durchzubaden und sauber abzuwischen. Der Feldsalat wird während des ganzen Winters geerntet, indem man die einzelnen Köstchen mit dem Messer ausschneidet.

Spinat wird auf kräftigen Boden von jetzt bis zum Oktober gesät, entweder in Reihen (25 Zentimeter Reihenabstand) oder dreiwöchig. Diese Saaten liefern von Winter bis zum Frühling Ernten.

Von Wurzeln ist man jetzt noch frühe Karotten, die aber klein, natürlich auch zart bleiben. Man deckt die Beete im November frostfrei mit Laub ein und gräbt die Wurzeln nach Bedarf aus.

Der August ist der beste Saatmonat für Herbstfrühen, namentlich für das schmuckhafte Feltower Rübchen, das in unserem Sandboden trefflich gedeiht. Man sät recht dünn, was nur möglich ist, wenn man etwa 10 Gramm Saatgut mit einem Eimer voll Sand mehrfach tüchtig durchmischt und dann diese Mischung dünn ausstreut. Im Oktober werden die Rübchen ausgegraben, gereinigt, die Blattköpfe abgeschnitten und dann in Kellern oder Gruben eingeschlagen.

Von Rettigen kann man noch Winterrettige säen, die vor Eintritt stärkerer Fröste ausgegraben und frostfrei eingeschlagen werden.

Kleines Feuilleton.

Das Festspiel.

Das erste Festspiel zu Ehren des neuen Krieges ist schon geschrieben. Der Dichter heißt Kurt Schindowski, und erschienen ist es in der „Täglichen Rundschau“. Es handelt sich um nicht weniger als eine Ehrenrettung der „Roabiter“, jener Streikenden von anno 1900! Die Leute, in der „nationalen“ Presse vom Schlage der „Tägl. Rundschau“ einst als Zuhälter geschildert, erscheinen jetzt „ernst, würdig, sauber, nüchtern“, schlicht, entschlossenheit in jeder Miene.“ Sie werden eingeliebt. Schindowski gibt dann Proben aus dem künftigen Festspiel. Die Roabiter Arbeiter sprechen — die gehobene Stimmung verträgt keine Prosa — in Versen, in fünfjährigen Jamben, wie es das hohe Drama verlangt:

„Du, Junge, hol mir mal 'ne Weiße tücher!“

Es folgen Dialogzenen:

„Willen, wo mußt Du hin? Vielleicht nach Berleberg? Du bist ja Artillerist!“

Willen antwortet:

„Ne, direkt Petersburg ist meine Order.“

Ein Mann, den der Dichter als „einen der rotesten Genossen, der uns als Vorkämpfer bekannt ist“, bezeichnet, hält folgende Rede:

„Niemand von uns darf wiederkommen, wenn nicht in seinem Affen eine Krute, die er im ehrlichen Gesecht von den Kofalen sich erobert, als Kriegstrophäe zur Erinnerung ruht!“

Hier möchten wir den Dichter darauf hinweisen, daß der dritte Vers einen „Fuß“ zu viel hat. So was kommt vor, wenn man im Dichtersfeuer ist, und selbst Reuten wie Homer und Schiller ist dergleichen passiert. Wie sehr Schindowski im Feuer ist, zeigt seine Sprache in den Schilderungen. Selbst da gerät er aus Versehen mehrfach in Verse: „Der selbe Mann jedoch ist ganz verständlich, wenn man ihn dennoch „nur nach Frankreich“ schickt. Er wehst genau, daß er auch dort des russischen Parismus Schilddrüse mit dem Schwert durchschneiden kann.“ Lauter Jamben! Und so geht es alle Augenblicke: „Am zweiten Morgen früh sechs Uhr steht wartend vor der Pilsbakerne ein Amazonenkorps von schlachten Frauen.“ Oder: „Diese (nämlich Kaffeelassen) und Schripentitäten wondern durch das Witter.“

Vom Wedding kommen „Arbeiterbataillone“, von denen es heißt: „Vorn wie ein König schreitet ein moderner Saul . . . Sonst lenkt er Pagenhofers fette Säule und spielt mit Hektol-

bleiben. Sie starb am Herzschlag, schmerzlos und lächelte noch im Fortgehen.“

Frau Gabriele hob ihr Gesicht und sah zu ihm auf und legte ihre Hand auf die gefalteten Hände der Toten und wiederholte, wie einen Schwur — „schmerzlos und lächelte noch im Fortgehen.“

Frank Werner erwartete voller Ungeduld Nachricht von Frau Gabriele. Er hatte am Vormittag mehrmals nach Briefen gefragt.

Gegen Abend kam der Oberaufseher. Frank Werner sah am Tisch und schrieb, er drehte sich um, die erste Miene des Oberaufsehers fiel ihm auf: „Was machen Sie für ein Gesicht, haben Sie Unannehmlichkeiten gehabt?“

„Nein, Herr Doktor,“ wehrte der Oberaufseher ab, „Sie bekommen Besuch.“

„So, Dr. Renker?“

Der Oberaufseher nickte.

„Gut, ich komme sofort in das Sprechzimmer.“

„Nein, bleiben Sie nur, Herr Doktor. Die Herren kommen herauf.“

„Die Herren?“

Die Tür ging auf und Dr. Renker trat grüßend ein und hinter ihm Karl Henkel. Der Oberaufseher blickte bekümmert nach Dr. Werner und ging zur Lüre, die er leise zuklinkte.

„Denkel,“ rief Frank Werner erstaunt aus und ging ihm einige Schritte entgegen, „was sieht Sie an, mich hier aufzusuchen?“

Denkel war näher gekommen, mehr nach dem Licht zu, da streiften Franks Augen sein Gesicht, das ganz entstellt war.

„Denkel! Es ist ein Unglück geschehen?“

„Ja, lieber Frank!“

„Die Mutter?“

„Ja, Frank.“

„Frank?“

Denkel schwieg und sah Frank fest an.

„Tot?“

(Fortf. folgt.)

litern Fangeball.“ Wie gesagt, Jamben, lauter Jamben. Die Mädchen sind begeistert:

„Sieben

auf einen Streich erschlägt der doch gewiß.“

Auch die Unteroffiziere sprechen in Versen:

„Nanu, ganz famos, doch fehlt die Koppel noch.“

„Ja, zu Befehl, sie passen alle nicht.“

„Für Rot muß ich nen Sonnenreifen nehmen.“

Natürlich stehen die Kinder nicht zurück. Ein Sechsjähriger fragt:

„Kann ich den Helm nicht tragen, bitte sehr?“

Ein „fürsorgereifer“ junger Kerl (auch diesen „kennt“ der Dichter, sagt aber nicht, wie gut) äußert:

„Sie woll'n mir nicht, weil ich so rüdig bin.“

„Doch wenn es hotter kommt, dann lauf“

ich hinterher, und wenn ich Pferdejunge bin.“

Da auch Gottesfurcht und Religion in Roabit eingekehrt sind, wie Schindowski feststellt (in allen Gassen wird „Ein feste Burg“ gelungen), so ist dem Festspiel der Boden gebnet. Ja:

„Arbeiter mit entblöhtem Haupte

bewegten ihre Lippen im Gebet,

und weinend, aber voller Glauben

sang jede Frau die alten Kinderlieder mit.“

So gefaßt uns die „Tägliche Rundschau“, der einst kein Sauberdenton gegen die Arbeiter zu stark war. Sie ist ruhig in sich gegangen, und Schindowski belundet es selbst, die Roabiter seien nur „Abel-berleumdet“ worden. Das wird ihm niemand bestreiten!

Militärzug.

Man geht über die Straße, in der Nähe des Stadtbahndammes. Da dringt ein Schreien und Rufen von oben her und schon läuft ein Militärzug vorüber. Mit grünem Reifig sind die Wagen geschmückt. An den Fenstern drängen sich die Einberufenen, winken mit Taschentüchern und Hüten. Grüßten hinunter und man grüßt hinauf. Will sich gegenseitig Mut zurufen, zuschreien. Die Mäder rasselnd und erstickend die Rufe. Das grüne Laub an den Fenstern flattert und verdeckt die Gesichter. Ersticktes, Verdecktes buchst vorüber. Laut aus vollen Halsen schreien die meisten, die da zurückbleiben:

„Du sollst Jhr sie aber feste drehen!“

Doch in jeder Gruppe dieser Schreienden ist mindest einer, der nur dieses eine denkt, nichts als dieses eine:

„Kommt bald wieder! Kommt hell wieder!“

Auf der Stadtbahnstation. Man wartet auf seinen Zug. Da fährt am anderen Bahnsteige ein Zug ein, ein Militärzug, reifiggeschmückt, nichtbesetzt, von Aufenden, Grüßenden besetzt. Sie begrüßen das Leben, das in ihnen und um sie wagt, sie rühren und regen sich, aber den Wagen dürfen sie nicht mehr verlassen. In diesem wirren, bunten Gemenge von Zivil und Militär ist jeder schon ein Mann im Gliebe. Diese tausend Köpfe und Hände sind schon ein Kopf und eine Hand, sie sind ein Gemeinwesen. Und der Mann dort vorne an der Lokomotive drückt auf den Hebel und führt ihn vorwärts, diesen Riesenkörper, der mit seinen tausend Händen winkt und aus seinen tausend Röhren ruft. Und wie dieser rollende Riese in der Ferne entschwindet, da steht in der lauten Masse der Zurückbleibenden immer und immer wieder einer, der lautlos dem rollenden, rufenden Riesen nachblickt. Er hat keinen dieser tausend Köpfe je gefaßt, keine dieser tausend Hände je gedrückt, aber voll heißer, heißer Liebe zu ihnen krampf sich jetzt sein Herz zusammen.

Man sitzt im Stadtbahnzug und fährt nach Hause. Spät abends, so gegen elf Uhr. Nachdem man die Station verlassen hat, umgibt einen das Dunkel, tiefes Dunkel und Stille. Da plötzlich ein Rufen, das das Nadernde überklingt und am Nebenleiste sauste ein Zug vorüber, ein ganz in Dunkel gehüllter Zug, ein Militärzug mit verlockten Lichtern.

Und das ist der Militärzug, der wahre Militärzug. Dunkel, rollend, rasselnd, aus tausend Röhren rufend, wälzt er sich vorwärts in die Nacht, in das große Dunkel . . .

Der Krieg und die Bugra.

Noch immer ist die Ausstellung geöffnet! Ganz recht, zu Anfang der Straße der Nationen begegnet man dem russischen Pabillon. Wer erinnert sich nicht seiner verpönten pompösen Eröffnung! Ein feierlicher Gottesdienst leitete das Ereignis ein, und die Stimmung, die so hervorgerufen wurde, illustrierten, wie üblich, Sekt und Musik. Heute sind alle Türen fest zu. In den Räumen sind bereits eine amtliche Hausordnung statt, die natürlich nichts Verdächtiges zutage förderte. Nun wird das Ausstellungsmaterial zusammengeraumt und in Sicherheit gebracht, die Leitung der Bugra bürgt dafür. Patriotisch erhobte Leute machten sich eines Abends an die Zerstörung der Figuren, die den Eingang des russischen Pabillons schmückten! Die Trümmer lagen noch lange auf dem Erdboden verstreut.

Und direkt gegenüber der österreichische Pabillon mit der Reihe der Trauerfahnen davor. Die Tür steht geöffnet. Ein Eingang führt der Aufsicht. Vereinzelt wandeln zwei, drei Besucher friedlich durch die Säle. Weiter die Straße der Nationen hinauf liegt das englische Gebäu. Jeder wachte es zu schäzen. Nun steht es auch geschlossen. Schräg gegenüber auf der anderen Seite, der französische Pabillon: geschlossen. Die Fenster sind mit Latten vernagelt, einiges Gerümpel bedeckt die Fußböden.

Alle Vergügungen sind natürlich eingestellt. Nur eine Kapelle versucht noch ihr Glück mit musikalischer Unterhaltung. Sonst waren bei einem Konzert die vielen Reihen der weichen Stühle auf dem Plage bei der großen Terrasse dicht besetzt. Nun bemerkt man einsam verloren höchstens ein paar junge Mädchen, die für die Leere des Nachmittags eine Zerstreuung suchen. Ueberall das selbe Bild. Tot und leer liegen Hallen und Anlagen. Ein großer Teil der Aufseher ist schon mit ins Feld gezogen. Von den Leitern der wissenschaftlichen Abteilung blieb nur einer zurück; die übrigen stehen in der Front.

Notizen.

— Das neue Format. Jetzt, wo alle Zeitungen ihren Umfang erheblich einschränken müssen, sehen wir uns zu einer Venderung im Format des Unterhaltungsblattes veranlaßt, die uns eine bessere Ausnutzung des Raumes gestattet. Der Ausnahmestand bedingt Ausnahmemaßregeln.

— Der neue Lesesaal der Königl. Bibliothek ist gestern der öffentlichen Benutzung übergeben worden. Er bleibt vorläufig nur von 9 bis 3 Uhr geöffnet. Bis auf weiteres werden nur Bücher zurückgenommen.

— An die Tierfreunde. Erlaßt der Bayerische Verein für Frauenstimmrecht einen Aufruf, „Herdensammler“ auszusenden, die nach den Schlächten die verwundeten Verwunde durch einen Gnadenstoß töten sollen.

— Kurverungläst. Ein Kind: Sieh, Mutti, der Mann hat gar keine Beine. — Die Mutter: Es ist ein Bettler. — Das Kind: Sind ihm die Beine weggeschossen worden? — Die Mutter: Nein, er ist wohl nur bei der Arbeit verunglückt.

— Spielt Stat! Ein Dr. R. J. fordert in der „B. Z.“ dazu auf, nicht etwa bloß weiter Stat zu spielen, sondern sogar die „Spieltätigkeit“ jetzt in größtem Umfang aufzunehmen. Jahn oder (?) fünfzig Prozent des Gewinnes, oder auch das Ganze, sollen dem Roten Kreuz oder anderen Hilfsvereinigungen zufleßen. So verbindet man den Zweck privater geistlicher Erfrischung mit hohen vaterländischen Zwecken. Also wird wenigstens die Spielkartenindustrie den Krieg gut überleben!